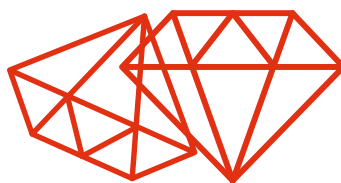


Das Konzept ist nicht am Schreibtisch entstanden



AktivistInnen der ersten Stunden des
nichtkommerziellen Rundfunks erinnern sich

Zu Wort kommen: **Anu Pöyskö** (Mitglied des ersten HerausgeberInnenvereins von Orange 94.0 Wien, Aufbau der Radiowerkstatt), **Alexis Nshimyimana-Neuberg** (Gründer und Obmann von Radio Afrika TV), **Fiona Steinert** (Radiopiratin und Mitbegründerin sowie erste Programmkoordinatorin von Orange 94.0), **Thomas Thurner** (Radiopirat und Mitbegründer von Orange 94.0, von 1997 bis 2002 zuständig für Fundraising) und **Alexander Baratsits** (Mitbegründer und erster Geschäftsführer von Radio FRO in Linz; Vorsitzender des Verbands Freier Radios Österreich von 1996–2001).
Sammlung und Auswertung der Statements: **Barbara Eppensteiner** (von 1998 bis 2003 Programmbeirätin bei Orange 94.0, ab 2005 Gründungsintendantin des Community-Senders Okto)

Barbara Eppensteiner: [Wenn ich an die Debatten der Anfangszeit denke, dann erinnere ich mich an viele Diskussionen rund um die Frage, wie sich das selbstgewählte Mandat, dem bis dahin Unerhörten Gehör verschaffen zu wollen, umsetzen lässt. Was theoretisch relativ klar war, hat sich doch in der Praxis als herausfordernder und ziemlich komplexer Prozess voller Widersprüche herausgestellt. Wie erinnert ihr euch an diese Anfangszeit?](#)

Alexander Baratsits: Aufgabe des privaten nichtkommerziellen Rundfunks, wie er sperrig heißt, war ja immer schon, einen Ergänzungsauftrag zu den Angeboten sowohl der öffentlich-rechtlichen als auch der privatkommerziellen Anbieter wahr-

zunehmen. Das heißt, es ging darum, durch einen offenen Zugang unterrepräsentierten Stimmen Gehör zu verschaffen. Das war die Grundidee. Wie das zu bewerkstelligen ist, wurde aber ganz unterschiedlich gesehen. Und nicht zu vergessen: Neben den Fragen, wer daran teilhaben darf, soll oder muss, ging es auch um die rechtlichen, technischen und organisatorischen Rahmenbedingungen.

Thomas Thurner: In der Gründungsphase war natürlich unendlich viel zu tun und die Fragen, *wer muss dabei sein, wen wollen wir eher nicht*, wurden zu Beginn recht abstrakt verhandelt. Es gab ein konzeptionelles *Wir*, das stark aus den Erfahrungen des Piratenradios kam und vor allem durch den Außenfeind definiert war.

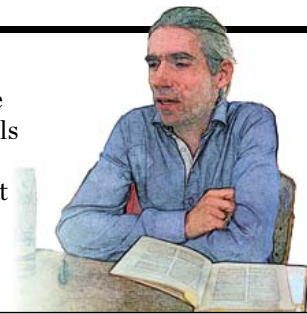
Dieses *Wir* war ein klar politisch definiertes *Gegenöffentlichkeits-Wir*. Das andere *Wir* war ein pragmatischeres, das sich auf die Gesetzeslage und das Medienrecht bezog, aber auch versucht hat, die Breite der Communitys, die drin sein sollten, zu definieren.

Fiona Steinert: Ich glaube – und das sehe ich schon als Bruch vom PiratInnenradio hin zum Freien Radio –, dass das starke *Gegenöffentlichkeits-Wir* nach der Lizenzerteilung schon auch noch mit einem anderen Ansatz versehen wurde, mit einem pluralistischen nämlich, mit dem Anspruch der Repräsentation vieler verschiedener Gruppierungen: wir als viele, also quasi ein Multitude-Ansatz.



Sende-**verbot!** Jagd auf Radiosignale durch Hüter des Rundfunkmonopols und ein Hubschraubereinsatz.

Raffaella Gmeiner im Gespräch mit dem Juristen und Ex-Radiopiraten **Alexander Baratsits**.



auf Seite
15

Anu Pöyskö: Für mich war die Möglichkeit, aktiv Radio zu machen, ein ganz entscheidendes Tor zur Partizipation. Ich war ja damals relativ neu hier und hab das als tolle Chance gesehen, ein anderes Wien zu finden. Und ich hatte den Eindruck, dass das gut gelungen ist.

Alexis Neuberger: Wir waren ja damals schon eine Redaktion, die über den Mittelwellensender 1476 gesendet hat. Auf diesem Weg haben wir aber nicht wirklich viele Leute erreichen können. Wir waren überzeugt, dass es notwendig ist, auf UKW zu kommen, um eine relevante Reichweite zu haben, und haben bald erkannt, dass wir uns zusammenschließen müssen, wenn wir das schaffen wollen. Thomas (*Anm.: Thurner*) hat mich dann davon überzeugt, dass sich Radio Afrika an der Veranstaltergemeinschaft beteiligt, die um die Lizenz ansucht. Das haben wir dann auch gemacht. Und da haben wir auch gute Kontakte einbringen können. Heinz Fischer etwa, der auf der Uni mein Lehrer gewesen war, war damals erster Nationalratspräsident und hat die Idee von Partizipation und Communitybuilding gut verstanden. Mit seiner und Bruno Aigner (*Anm.: Fischers Sekretär*) Hilfe ist es gelungen, die SPÖ-Verhandler im Lizenzvergabegremium zu überzeugen, dass es gut ist, wenn Orange eine eigene Frequenz bekommt.

Baratsits: Auch mit Blick auf heute finde ich es gut, daran zu erinnern, wie klein dieses *Window of Opportunities* damals war. Dass uns die Durchsetzung der Lizenzen für Freie Radios so kurz vor der ersten schwarz-blauen Wende gelungen ist, war ein echter Coup.

Die Lizenzerteilung ist ja erst 1998 erfolgt, 1999 waren die Wahlen und Anfang 2000 ist die schwarz-blaue Regierung gestanden. Alle, die sich für Medienpolitik interessiert oder sich im Journalismus mit Innenpolitik beschäftigt haben, konnten merken, was kommt. Es war auch kaum zu übersehen, dass der damalige dritte Nationalratspräsident und Gerade-noch-nicht-wieder-ÖVP-Klubobmann Andreas Khol bereits Gespräche mit FPÖ-Vertretern führte. Und wenn es nicht gelungen wäre, damals so viel Druck aufzubauen, hätte das auch anders ausgehen können. Unter Schwarz-Blau hätten wir garantiert keine Frequenzen gekriegt. Es wurden uns dann ja auch sehr schnell vom damaligen Kulturminister Franz Morak sämtliche Bundesmittel gestrichen.

Eppensteiner: [Wie ging es dann konkret weiter, wie liefen die Debatten nach dem Sendestart und wo lagen die Knackpunkte?](#)

Steinert: Der Multitude-Ansatz, also das klare Bekenntnis zum Pluralismus, war ja zuerst nur konzeptionell gedacht, aber natürlich hatte das dann auch praktische Auswirkungen. Der Gedanke war ja auch, nicht nur in den Wald hinauszurufen, sondern sich mit einem abbildenden Anspruch sehr gezielt an bestimmte Szenen zu wenden, also zu fragen: Was gibt es im kulturellen Bereich – wobei wir hier immer von einem erweiterten Kulturbegriff ausgehen sind –, was tut sich in den Frauenorganisationen, im Jugendbereich, welche marginalisierten Gruppen können wir wie erreichen? Wir sind dann auch sehr aktiv an die Leute herangegangen.

Pöyskö: Wir haben zum Beispiel etwas gemacht, das wir die *Initiative der Initiativen* genannt haben. Es ging darum, möglichst viele Akteure und Akteurinnen der Zivilgesellschaft anzusprechen. Und wir konnten die Menschen leichter erreichen, wenn wir gleich ein konkretes Angebot machen konnten, beispielsweise einen Radioworkshop. Denn wenn die Menschen sahen, dass das relativ leicht erlernbar ist, waren sie schneller bereit, sich auch tatsächlich aktiv einzubringen.

Steinert: Ich erinnere mich an die Vernetzungstreffen in der ersten Location von Orange 94.0 in der Schubertgasse, zu denen auch sehr viele Einzelpersonen gekommen sind. Da war sicher wichtig, dass wir nicht von vornherein als Gegenöffentlichkeitsmedium wahrgenommen wurden.

Thurner: Da gebe ich dir recht: Als neutraler Ansprechpunkt waren wir echt gut.

Steinert: In den Diskussionen rund um die Frage, welche Inhalte im Radio zu hören sind und was nicht geht, ist auch viel Bewusstseinsarbeit passiert. Da wurde teilweise heftig gestritten: von der Frage, wie sehr sich Musik politisch instrumentalisieren lässt, bis hin zu heftigen Debatten zur Definition von Sexismus. Und ich habe schon den Eindruck, dass diese Debatten auch Lern- und Umdeklarungsprozesse ausgelöst haben.

Thurner: Ich sehe das aus heutiger Sicht trotzdem kritisch und fürchte, dass wir durch diesen sehr breiten Ansatz letztlich zu einer Verschwommenheit beigetragen haben, die uns



heute schadet. Wenn ich mir die aktuelle Medienlandschaft anschau, denke ich, dass es das genaue Gegenteil bräuchte: spitze, fokussierte und stark positionierte Medien nämlich, die erkennbare Gegenstandspunkte beziehen.

Baratsits: Das war in Linz von Anfang an etwas anders. Wir haben uns immer stärker als Akteure und nicht nur als Facilitator gesehen. Uns war völlig klar, dass wir das Radio nur dann als relevant positionieren können, wenn wir über Ereignisse und Themen berichten, die uns als Herausgeber wichtig scheinen; auch wenn es keine der Communitys interessiert. Mit dem Magazin *Frozine* haben wir diese Möglichkeit geschaffen und konnten damit auch selbst politische Debatten anstoßen.

Neuberg: Wir hatten genug vom gängigen Einheitsbrei in der Afrikerichterstattung, bei dem es immer nur um Hunger und Armut ging. Wir wollten sowohl ein anderes Afrikabild vermitteln, als auch deutlich machen, dass es einen gelebten Alltag von Afrikanerinnen und Afrikanern in Österreich gibt, und zwar einen, der jenseits von Asyldebatten, Armut und Kriminalität stattfindet. Dadurch, dass wir uns auf die Anbietergemeinschaft eingelassen haben, sind wir aber auch auf viel Widerstand gestoßen. Einerseits haben uns viele aus der Mehrheitsgesellschaft nicht wirklich zugetraut, dass wir das schaffen: Wir mussten ja täglich drei Stunden Sendezeit stemmen. Andererseits hat uns die eigene Community kritisiert, weil viele geglaubt haben, wir müssten

in der Kooperation unsere Selbstbestimmung aufgeben und uns unterordnen.

Baratsits: Was für uns bei FRO ganz wichtig war, war die Kooperation mit Maiz (*Anm. Autonomes Zentrum von und für MigrantInnen*). Deren Zugang fand ich sehr beeindruckend. Denn während damals viele antifaschistische und migrantische Initiativen eher bemüht waren, möglichst nicht aufzufallen, sind die das sehr offensiv angegangen. Sie machten unmissverständlich klar: Wir sind hier, um zu bleiben. Wir haben Rechte und die nehmen wir uns! Diese Form der Selbstermächtigung hat mir sehr gefallen.

Steinert: Ganz wichtig war natürlich die Möglichkeit, in den jeweils eigenen Sprachen zu senden. Und was für Aufruhr gesorgt hat, war die Berichterstattung rund um die Proteste gegen Schwarz-Blau im Jahr 2000. Nicht die Demoberichterstattung an sich war so aufregend, sondern die Tatsache, dass überhaupt so ausführlich darüber berichtet wurde.

Baratsits: Das ist schon spürbar, dass dort, wo es Freie Radios und Communitysender gibt, ein für die Zivilgesellschaft mobilisierender Faktor gegeben ist. Zu Beginn haben wirklich viele migrantische und Kulturinitiativen das als Ansporn zur Selbstermächtigung begriffen oder wurden im Radiosektor politisiert. Und es hat ja auch die Erkenntnis gebracht, wie man mit wenigen Mitteln viel Druck erzeugen kann. Wobei für den Druck ein gutes Programm allein nicht genügt. Um wirklich

wahrgenommen zu werden, braucht es mehr Präsenz und Sichtbarkeit.

Turner: Da setzt auch meine Kritik an: Die Freien Radios sind nicht sichtbar genug, und das liegt meiner Meinung nach an dem zu breiten Ansatz. Und für den sind wir selbst verantwortlich, weil wir es damals so aufgesetzt haben. Ein alternatives redaktionelles Medium zu gründen, war eine Option, die im Raum gestanden ist, für die wir uns aber nicht entschieden haben.

Steinert: Ich gebe dir in der Diagnose recht, dass wir gesellschaftspolitisch klar positionierte Medien bräuchten. Und ich gebe dir auch recht in der Einschätzung, dass ein pluralistisches Medium, das sich so breit wie möglich aufstellt, diese Funktion nicht erfüllen kann. Das war auch immer ein Kritikpunkt. Ich kann aber für mich sagen, dass ich es immer noch richtig und wichtig finde, dass wir auf Mobilisierung gesetzt und uns vom Gedanken verabschiedet haben, dass zehn Leute dem Rest die Welt erklären. Für mich ist die Ankurbelung der Artikulations- und Bewusstseinsschleife immer noch ein wesentlicher Anspruch.

Eppensteiner: Vielen Dank für dieses Abschlussstatement, in dem der Widerspruch zwischen einem kritisch-redaktionellen Medium, das den Herrschenden auf die Finger schaut, und einer Plattform zur Vernetzung und Ermächtigung der Zivilgesellschaft eigentlich aufgehoben ist. Denn diese Funktion haben beide Formen.